

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 17. Bromberg, den 22. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dag sagte ihr ein paar freundliche Worte, wenn sie sich begegneten, und oft verspürte sie Lust, ein wenig mit ihm zu plaudern. Daß er sich über vieles tiefe Gedanken machte, wußte sie genau; aber es traf sich selten, daß sie sich allein sahen, und dann war etwas an ihm, durch das sie nicht hindurchzufinden vermochte. Eine Art Scheu, etwas Großes, Kühles hielt sie in Abstand. An den Knaben fand sie gute Kameraden, solange sie klein waren. Bald aber waren sie halberwachsen und viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um noch ihre Märchen anzuhören. Sie liebte sie gewiß noch ebenso, und beide waren höflich und gut gegen sie, es machte ihr das Herz warm, wenn sie sie nur sah, so hübsch und frisch waren sie; aber ihre Gedanken mit ihnen teilen — das konnte sie nicht.

So waren Jungfer Dortheas Tage dahingegangen, ohne daß sie mit einer Seele vertraut geworden wäre.

Daher wurde ihr Stine so lieb. Manchen Abend saß sie und wartete ungeduldig darauf, die raschen Füße auf der Treppe und das behutsame Klopfen an der Tür zu hören. Wenn Stine dann eintrat, sauber und freudestrahlend nach getaner Arbeit, durchströmte Dorthea eine große, warme Freude.

Stine teilte ihre Lust am Nähen und anderer Handarbeit und konnte Dortheas Gedanken so gut verstehen. Auch liebte Dorthea es, sich jeden Abend von Stine ein wenig berichten zu lassen, was sie im Lauf des Tages getan und gesehen hatte. So nahm nun auch Dorthea auf ihre Weise am täglichen Leben des Hofes teil.

Dorthea setzte es durch, daß Stine ihre eigene Kammer erhielt; und sie ließ ihr von Jörn Vielfalt einen kleinen Schrank tischlern und bezahlte ihm einen silbernen Taler dafür.

Daß eine Magd eine eigene Kammer bekam, war zu jener Zeit etwas so Unerhörtes„ daß sich Therese bekreuzigte, als sie es erfuhr. Doch richtete es Dorthea so ein, daß Dag bei dem Gespräch zugegen war, und von ihm erwartete sie Hilfe. Keiner könne Therese in ihren alten Tagen so nützlich werden wie Stine. Mit ihrer guten Auffassungsgabe könne sie in allem angelernt werden. Ob es da nicht klug sei, sie etwas herauszuheben; sie werde schon nicht übermütig werden — dafür wolle Dorthea schon sorgen.

Therese murrte zwar, aber Dag entgegnete, Dorthea habe vollständig recht. „Therese, es können Tage kommen, wo du froh bist, eine solche Stütze zu besitzen, die jung ist und flink bei der Hand"

Therese fügte sich sogleich, als sie Dags Meinung vernommen hatte, — Stine erhielt ihre eigene Kammer oben auf dem Flur, nahe bei Dorthea Jede Bevorzugung von Stine rief zwar beim Gesinde Neid hervor; sie wußten aber, daß sie unter Thereses Fittichen stand, und hüteten sich, etwas merken zu lassen Stine lebte Jungfer Dortheas Ermahnungen und Bibelworten nach, sie wurde nicht stolz, sondern ging still und demütig unter dem Gesinde einher. Die Anspielungen, die sie hin und wieder zu hören bekam, kümmerten sie nicht.

*

Von den beiden Söhnen auf Björndal ist zu berichten, daß ihnen das Waldleben im Blute lag und daß sie alle freie Zeit hinauszogen. Von klein auf durften sie mit dem Vater auf Jagd gehen, und als kleine Kerle erprobten sie bereits die Büchse. Therese erhob Einspruch und Dorthea wurde schreckensbleich, Dag jedoch lächelte nur vergnügt. Wenn sie Männer werden wollten, mußten sie noch ganz andere Sachen aushalten als einen Büchsenknall; und es geschah, wie Dag es wollte.

Als die Knaben noch klein waren, versuchte Dorthea ihnen etwas beizubringen, in späteren Jahren unterrichtete sie zuweilen ein Hauslehrer, aber sie stahlen sich — wie Jungen es gern tun — meistens fort.

Sie gingen also in den Wald und auf die Jagd. Tore, der ältere, erinnerte in manchem an jenen Tore, der damals ertrank; er war breit und schwer von Gestalt und dunkler als Dag; in den gefährlichen Augen glomm ein fremder Schimmer, den der Vater nicht unterzubringen wußte — und auch in seinem Wesen war etwas Unbekanntes —, Holdersches Blut, dachte Dag.

Tore war knapp fünfzehn Jahre alt, als er anfing, nach den Mädchen auf dem Hof zu schauen und ihnen auch wohl einen Kuß zu rauben, wenn es sich so gab. Therese erfuhr davon und hatte eine ernste Unterredung mit seinem Vater. Sie nahm es sehr schwer und brauchte strenge Worte. Dag hörte es mit kühler Ruhe an; nicht, daß er selber so gewesen wäre oder irgendeiner aus seiner Sippe, soweit er wußte. Sie hatten länger gewartet damit.

Von seinem Verdacht, in dem Jungen stecke womöglich etwas von Thereses Vater, erwähnte er nichts. Er sagte nur ausdrücklich, als sei es sein letztes Wort in dieser Sache: „Das gibt sich wohl mit dem Jungen. Ich will überlegen, und dann mit ihm sprechen."

Hiermit ging er. Sicherlich dachte er auch an Ane Hammarbös Ausspruch; danach war anzunehmen, daß der Junge nicht allzulange leben würde. Er sollte es gut haben, solange das Leben ihm vergönnt war. Doch gefiel ihm dies sehr wenig an seinem Sohn.

Am nächsten Tage nahm er sich Tore vor und stellte ihn zur Rede. Der Junge wurde blutrot und wußte vor Scham nicht, wohin. Der Vater war sein Höchstes; schlimm, daß er dies erfahren mußte.

„Laß das künftig", sagte Dag nur. „Es läuft schlecht ab, wenn man sich nicht beherrschen kann — dazu ein kleiner Junge wie du."

Ob er sich davon jetzt fern hielt, oder ob es den Eltern verborgen blieb — jedenfalls hörten Vater und Mutter lange nichts von diesem Zug bei dem Knaben.

In Dag sah der Vater seine eigene Kindheit wieder aufleben. In diesem Jungen fand er so viel von sich selbst

wieder, daß er manchmal ganz betroffen war. Wie der Sohn ging oder stand oder sich bewegte, immer entdeckte der Vater sich selbst, mit dem einzigen Unterschied, daß ihm der Knabe feiner und heiterer schien, als er in seiner harten Jugend gewesen zu sein glaubte. Aber an Kühnheit fehlte es ihm ebensowenig. Ja, es kam vor, daß Klein-Dag sie rein erschreckte, indem er sich so tief in den Wald hineinwagte, daß er über Nacht fortblieb — er war Jäger mit Leib und Seele. Immer kehrte er mit Vögeln oder Tieren, die er erlegt hatte, zurück. In seinem vierzehnten Jahre blieb er einmal drei Nächte im Walde, und bei der Heimkehr trug er ein Bärenfell auf dem Rücken. Vater Dag, wie man ihn jetzt auf dem Hof nannte, war so stolz auf den Knaben mit dem Bärenfell, daß er die Tränen kaum zurückhalten konnte; stolz, weil der Junge so ganz das unbändige Blut seiner Väter hatte.

Erst gab er dem Sohn zu verstehen, es sei töricht, als junger Bursche allein auf die Bärenjagd zu gehen, und danach tadelte er ihn mit scharfen Worten; die Mutter und er hätten wegen seines Unverstandes zwei Nächte keine Ruhe gefunden.

Bevor der Junge heimkam, hatte Dag ihm — falls er mit dem Leben davonkäme — bestimmt eine gehörige Tracht Prügel zugedacht, aber daraus wurde nichts. Nach der scharfen Rüge mußte der Junge von seiner Fahrt berichten.

Der Knabe hatte das Fell fallen lassen, fingerte verlegen an der Büchse herum und sah zu Boden. Dann hob er den Kopf und blickte seinen Vater einfach und gerade an — und begann: „Dein Vater ist auch auf den Bären gegangen — allein."

„Ja—a—a", entgegnete Vater Dag und mußte sich zusammennehmen, um seine Freude zu verbergen: „da war er aber kein so kleiner Fant mehr". Dann mußte der Junge erzählen, und er tat es mit wenigen Worten; aus den knappen Sätzen erstand das Bild eines Burschen, der bei der Roisla-Alm eine Bärenfährte aufgespürt hatte und sie, ohne zu schlafen und zu essen, wie ein Hund Tag und Nacht verfolgte, bis der Schuß fiel.

Dag selbst hatte seinen ersten Bären mit 16 Jahren geschossen und im ganzen sieben erlegt; und gut konnte er sich die Fahrt des Jungen über Berg und Tal, auf und ab und durch die Wälder vorstellen. Zu dem Knaben sagte er nur: „Mach dich zurecht und geh in die Küche, damit du etwas in den Leib bekommst!"

Dag schilderte Therese, wie er sich den Hergang dächte, und sie war sehr ärgerlich und ängstlich — vor allem aber stolz. Das Ende vom Liede war, daß der Junge versprechen mußte, nicht mehr nachts im Walde zu bleiben und in so jungen Jahren nie wieder allein auf die Bärenjagd zu gehen.

16.

Vater Dag kam mit der Zeit immer seltener in den Wald, und bald betrat er ihn überhaupt nicht mehr. Immer häufiger fuhr er zur Stadt und auch öfter über Land. Das Geld fordert soviel von seinem Besitzer, es fordert seine Seele, wenn er nicht auf der Hut ist.

Der Anwalt hatte Dag einmal einen Wink gegeben, seine Gelder allmählich aus dem Holderschen Geschäft herauszuziehen und sie in Höfen auf dem Lande anzulegen, am vorteilhaftesten in seiner Gegend. Man solle sich an die Werte halten, von denen man etwas verstünde und die man beaufsichtigen könnte. Und Dag begriff ihn. Als Vetter Holder, der das Geschäft längst allein führte, merkte, was vor sich ging, ließ er verlauten, Anwälte seien nicht gerade Engel und man müsse sich vor ihnen hüten. Darauf antwortete Dag nur mit seinem harten Lächeln, er selber sei ja auch keiner.

Noch immer stand eine große Summe auf Holders Büchern, das meiste aber als Anteil oder auf Pfand, auch auf Höfen im offenen Lande. Dags Härte fand hierin einen neuen Ausweg, und er wurde durch Scharfsinn und lange Erfahrung ein Meister darin, das Geld zum Wachsen und Gedeihen zu bringen. Von seinem Anwalt lernte er das einfache Gebot, daß der Weg des Geldes Härte ist; und seine Väter hatten niemals Milde walten lassen, wo sie sich im Recht glaubten. Baten Dags Schuldner um gütlichen Aufschub, dann entgegnete er, das Recht müsse seinen Weg nehmen.

Mit den Jahren kroch wieder die kalte Angst von dem dunklen Hof im Norden über die Südgemeinden hin wie zu alter Zeit. Dag tat zwar niemandem Unrecht und handelte nie unredlich; doch von seinem Recht ließ er nicht ab, wie schlecht es dem Schuldner auch gehen mochte. Das Recht nahm seinen eisernen Lauf, wo Dag Björndals Gelder im Spiel waren, und in mageren Jahren ging ein kleiner Hof nach dem anderen in seine Hand über — ja auch größere Höfe. Die Björndalschen Rappen kündeten wieder Unheil auf den Straßen. Keiner liebte ihren harten Hufschlag vor seinem Hof.

Auch in der Waldsiedlung selbst wehte Kälte um Dag. Er äußerte sich kurz und knapp, und die Alten behaupteten, er sei Ane Hammarbö merkwürdig ähnlich. Ja, manche meinten, ihr Geist sei in ihn gefahren, als sie starb.

Von Jugend auf hegte er ein eingewurzeltes Mißtrauen gegen die Bewohner des offenen Landes und alle Fremden, und dieses verschärfte sich bei seinen Geldgeschäften. Die Menschen offenbarten ihre Falschheit schnell, wenn es um Geld ging. Sie schmeichelten sich bei ihm ein und versuchten es auf mancherlei unredliche Weise. Dadurch bekam er von ihnen jene Meinung, die man bei reichen Leuten oft treffen kann. Sie sehen die Menschen so oft in tiefster Erniedrigung, getrieben von bitterster Not, wenn nicht noch schlimmer: als Raub der Begierde. Auch auf Dags Antlitz erschien allmählich ein mißtrauischer Zug, ja, er sah jeden innerlich und äußerlich schief an. Da er größer war als die anderen, beugte er beim Sprechen den Kopf hinunter und wandte dann das Gesicht halb ab. Dabei zog er die seinem Gegenüber zugekehrte Braue ein klein wenig hoch, so daß dieses Auge streng und forschend blickte, während in dem anderen, über das sich die Braue tiefer senkte, ein lauernder Zug saß. Es zuckte oft in der alten Narbe über der Schläfe, und der zusammengekniffene Mund zog sich schief, wenn er den Leuten auf ihr Anliegen antwortete.

So stark wirkte das Gift des Geldes in ihm, daß es sein Inneres und Äußeres allmählich formte. Selten fand er ein gutes Wort für andere und hatte meistens nur Blick für Geld und Geldeswert.

Und was dachten die Seinen davon? Therese spürte schmerzlich, daß Dag gegen die Leute in der Siedlung hart war, aber sie hegte weiterhin ihre große Liebe für ihn und fand für alles eine Entschuldigung. Auch gönnte sie sich wenig Zeit, hierüber nachzudenken. Lieber half sie, wo es am bittersten nottat; dies lag ihrer tätigen Natur mehr, als mit Grübeln über anderer Leute Fehler die Zeit zu vergeuden. Die Nachbarn aus der Siedlung begannen sich nunmehr an Therese zu wenden, wenn etwas in Ordnung zu bringen war. Das Leben in Hof und Siedlung begann Dag zu übergehen. Seine neue Welt schloß ihn mehr und mehr ein.

Die Seinen lebten in ihrem eigenen Kreis. Die Knaben gingen ihre Wege, Therese hatte jede Stunde des Tages vollauf zu tun, und Dorthea blieb meistens in ihrer Kammer. Doch selbst im härtesten Menschen schlummern weiche Züge, und Dag war kaum der ganz glückliche Mensch, für den die Welt ihn hielt. Wenn er abends mit seiner Familie zusammensaß, konnte es vorkommen, daß er den Blick von seiner Arbeit hob und ihn über die Umsitzenden hinwegwandern ließ. Dann lag etwas adlerhaft Einsames über seinem erhobenen Kopf, und seine Augen schienen nach Verlorenem zu suchen. Manchmal hob sich dann auch eines der anderen Gesichter, und die Blicke trafen sich. Es waren Jungfer Dortheas Augen. Eine kurze Sekunde konnten ihre Blicke sich kreuzen, dann senkten sie beide das Antlitz wieder auf ihre Arbeit.

Im Schutz des alten Hauses, wo der Hügel gegen die Siedlung abfällt, blühten von altersher Rosen. Zu Thereses Zeiten waren neue hinzugekommen, aus Holland und anderen Ländern, und jetzt wurde der Rosengarten auf Björndal erst richtig schön. In sonnenlosen Tagen waren es weiße Rosen — blasse Rosen —, weißgelbe und rote — blaßrote vor allem; wenn aber die Sonne am Himmel stand, waren es schimmernde leuchtendweiße Rosen aus Gold und aus Seide mit schwacher Rötung, und Rosen so rot wie Blut. Und ihr süßer Duft zog weit umher.

Jungfer Dorthea wanderte in der Abendsonne gern durch den Rosengarten zu einer Bank an seinem unteren Ende. Es war, als sänge hier der Sommer, man hörte das Summen vieler Insekten, vom wimmelnden Surren kleiner Fliegen bis zum lauten Brummen der Hummeln. Als sie eines Abends unterwegs war, blieb sie plötzlich mitten im Garten stehen und blickte verwundert vor sich hin. Dort unten auf der Bank saß Dag, Vater Dag. Jungfer Dor-

thea wollte seinen Abendfrieden nicht stören und schickte sich an, umzukehren und behutsam zurückzugehen. Da wandte er den Kopf und nickte ihr zu; sie mußte ihren gewohnten Weg zur Bank nehmen und sich neben ihn setzen. Wie es kam? Dags Arm, sein sicherer, kräftiger Arm legte sich um ihre bebenden Schultern. Seine Augen gingen anderswohin, hinüber zu den blauenden Waldhügeln im Osten.

„Die Rosen duften heute abend so süß", sagte er, „und du machst deinen täglichen Gang hierher?"

„Es ist hier so friedlich", erwiderte Dorthea leise, und ihre Stimme zitterte.

„Hat es dich oft gereut, daß du nach Björndal gekommen bist?"

Jungfer Dorthea schloß die Augen. Sie erwiderte, noch keine Stunde habe sie es bereut, sondern Gott und ihnen allen ständig dafür gedankt, daß sie hier sein durfte.

„Du bist in letzter Zeit so bleich", sagte Dag. „Hast du Kummer?"

Dortheas Gesicht überzog sich mit einer leichten Röte, und sie vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten. Dag hatte also über ihr gewacht und nachgesonnen, was ihr wohl fehlen könne, und sich auf die Bank gesetzt, um hier ein wenig mit ihr zu plaudern. Er konnte also auch anders sein.

„Nein", erwiderte sie schließlich, „Kummer habe ich nicht. Alles ist hier so schön. Aber — vielleicht ist mein Befinden nicht so wie früher. Hier in der Brust, wo das Herz ist, da sticht es oft, und ich kann nur mühsam atmen. Wenn ich die Treppe hinaufsteige, werde ich schon fast schwindlig."

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder der Blume.

Skizze von Herbert Reinhold.

Gut, heute, nachdem wir das alles hinter uns haben, will ich davon berichten. Glaubt aber nicht, daß ich es gern tue! Wir Männer, die wir da oben in unserer Bunkerstation auf einer Schäreninsel zwischen Tromsö und Honningsvaag in Wind und Wetter unseren Dienst versahen, sprechen selten von diesen harten Wochen.

Im Herbst sah es ganz gemütlich aus. Die Eisschlepper und die Saisonarbeiter waren nach Hause gefahren, die kleinen hundert Meilen südwärts bis nach Tromsö. Dann kam der fällige Proviantdampfer, und die postbringende Regierungspinasse legte auch zum letzten Male an. Wir dreizehn ständigen Leute in unserer Bunkerstation — wie ihr wißt, gehört unsere Station einer norwegischen Bunkergesellschaft, welche die nach den arktischen Meeren gehenden Schiffe mit Kohle, Wasser und Eis versorgt — waren glücklich und zufrieden, wie man es nach einem arbeitsreichen schönen Sommer nur sein kann. Vor dem kommenden Winter hatten wir keine Furcht. Die lange Nacht waren wir gewohnt, das Treibeis kam selten bis zu uns herunter, das Lagerhaus war bis obenan vollgestopft mit den notwendigen Lebensmitteln. Wir hatten Gemüse die Fülle und genügend Kartoffeln, draußen auf den kümmerlichen Weiden ästen zwanzig Renntiere; ihr Fleisch konnte unsere Schüsseln auf Monate hinaus versorgen. Wir waren auch mit Kohlen und Holz eingedeckt, und unsere Winterausrüstung befand sich in Ordnung. Was will der Mensch mehr? Wir Nordlandmänner sind bescheiden!

So konnte man es November und Dezember über aushalten. Die Tage wurden zwar kürzer und kürzer, so langsam und allmählich kam die Polarnacht. In unseren freien Stunden — und im Winter hatten wir viel freie Stunden — hockten wir unten an der Mole und sahen hinüber nach dem mondbeschienenen Festland, nach den kahlen Bergen, die bleich und weiß fern hoch aufzackten. Wenn dann das bunte Nordlicht in tollen Fetzen über die Gipfelwelt raste und wir unsere schwermütigen Weisen sangen, dann dachten wir nicht an die ferne, wilde Welt, die weit hinter uns lag und nach der wir uns den Sommer über so sehr gesehnt hatten . . .

Zum Teufel, sagt, was hatten wir von der fernen Welt? Während einer Woche liefen zwei oder auch drei Dampfer unsere Bunkerstation an. Wir füllten die Bäuche der Schiffe mit Kohle, Wasser und Eis, wie es verlangt wurde, und wir sprachen nach getaner Arbeit mit den Mannschaften. Gutes sagten sie uns selten von der fernen Welt. — Nach dem Dezember kam der Januar und da begann der Jammer. Über Nacht kroch Packeis aus der Barentssee bis vor unsere Insel. Das war ein Wunder. Ja, der Winter zeigte sich diesmal als harter Gesell. Die Schollen krachten und donnerten, daß die Landschaft ringsum widerhallte, und in den dämmerigen Tag hämmerte beißender Frost. Wir taten nur die notwendigsten Arbeiten und flüchteten hernach in unsere schützende Baracke. Um den rotglühenden Ofen kauerten wir dicht beieinander, tranken und spielten.

Ein Tag besiegelte unser Schicksal. Morgens, als wir wie üblich nach den Renntieren sahen, erschraken wir: Die Tiere hatten, vom Hunger getrieben — obwohl wir sie stets reichlich versorgten — die gefährliche Wanderung über das Packeis nach dem Festland angetreten. Vierzehn feiste Renntiere, unser restlicher Fleischvorrat, waren dahin. Na ja, ohne Fleisch mußte es auch gehen; wir hatten doch Gemüse und Kartoffeln.

Es gibt aber ein Gesetz der Serie! Jawohl! Wir wissen das! Gegen Abend blies die Wache Feueralarm. Unser Proviant- und Lagerhaus brannte lichterloh. Löschen mit Wasser? Woher soll man Wasser nehmen bei einer Temperatur von minus vierzig Grad? Wir versuchten wohl unser möglichstes, und wir retteten wohl auch viele lebensnotwendige Dinge, aber wir retteten nicht das Notwendigste: die Kartoffeln und das Gemüse!

Was soll ich weiter sagen? Wir waren abgeschlossen von aller Welt in diesem Winter. Zwar ließen wir den Funker nach Rettung und Ersatz rufen, wer aber sollte in dieser Jahreszeit den Weg zu uns herauf wagen? Ein Dampfer? Ausgeschlossen! Ein Flugzeug? Auch ausgeschlossen! Wir waren also auf uns selbst angewiesen! „Hoffentlich kommt der Frühling zeitig!" So dachten wir.

Wenn wir uns nicht alle so gut gekannt hätten, wäre das Elend schon viel früher über uns hereingebrochen. So aber hielten wir es volle drei Wochen hindurch aus, ohne daß es zu Auseinandersetzungen kam. Wir wußten, daß wir unsere Lage nicht ändern konnten, und wir wußten auch, daß man sich in solcher Zeit möglichst aus dem Wege geht. Nicht mehr kauerten wir um den Ofen. Jeder von uns ging seine eigenen Wege. Der Proviant wurde morgens zugeteilt, und damit auszukommen, war eines jeden eigene Sache. Ich bin das Hungern wahrlich gewohnt, aber hungern und hungern, das ist doch zweierlei. Wenig Nahrung zu sich nehmen, das hält der Mensch unter geordneten Verhältnissen eine ganze Zeitlang aus. Wer sich aber wochenlang den Bauch nur mit Brot, Zwieback und ungesalzener Hirse vollstopfen kann, wer auf Gemüse, Kartoffeln, Fleisch und Frischkost verzichten muß, der wird bald entkräftet und dumm werden, oder er wird vom Skorbut überfallen, und ist erst einmal der Skorbut da, dann fällt es schwer, eine Gemeinschaft zusammenzuhalten.

Dann stieg unsere Not aufs höchste. Tagelang hatten wir gehofft, daß ein Eisbrecher zu uns heraufgeschickt werden würde. Nein, es kam keins von den gepanzerten Schiffen. Sven, der Schwede, ein alter erfahrener Arktismann, der manchen schweren Winter auf Franz-Joseph-Land hinter sich hatte — er war unser Vorarbeiter und Boß — machte zuerst schlapp. Eines Tages blieb er im Bett liegen. Sein Gesicht war über Nacht eingefallen; er klagte über heftige Leibschmerzen und über üblen Mundgeschmack. Wir sagten ihm nichts. Wir mußten ihn wimmern und stöhnen lassen, konnten ihm nicht helfen. Wir durften nicht einmal an Sven denken! Sven hatte Skorbut! Seine Mundhöhle eiterte und stank, seine Zähne wurden schwarz und fielen nacheinander aus, er fieberte zuweilen und wurde bösartig. War das ein Jammer!

Zwei Tage nach Svens Erkrankung erwischte es die beiden Dänen, den Frank und den Christian. Drei Skorbutkranke und zehn entkräftete Männer hundertfünfzig Meilen entfernt von der nächsten Siedlung! Hundertfünfzig Meilen übers Eis wandern, wer von uns konnte und durfte das wagen?

Erlaßt mir die Schilderung der folgenden Wochen. Es waren furchtbare, grausame Tage. Sven starb unter heftigsten Schmerzen. Sein letzter Wunsch war, unter Bäumen begraben zu sein. Wir werden diesen Wunsch erfüllen, koste es, was es wolle, Kamerad Sven! O'Brien, der junge Ire, war vor vierzehn Tagen von der Nachtwache weg verschwunden. Wahrscheinlich war er in einem falschen Jagdeifer einem vermuteten Schneehasen — die es hier ja gar nicht gibt — nachgelaufen und dabei irgendwie verunglückt. Wir suchten manche Stunde, Tag um Tag. O'Brien kehrte nicht wieder zurück. Den beiden kranken Dänen gesellten sich zwei Südnorweger zu, so daß

unsere Baracke einer einzigen großen Krankenstube glich. Am muntersten noch waren wir zwei Deutschen, Richard, den sie den „Deutschen" hier oben nannten, und ich, der „Doktor" ohne Titelberechtigung.

Ach, warum mußte dann nach all dem die fürchterliche letzte Woche kommen? Sechs Tage nur noch hätten wir aus- und zusammenhalten müssen . . .

Die fürchterliche letzte Woche!

Sonntag morgen. Unsere drei „Träneninselleute" waren merkwürdig ruhig. In einemfort tuschelten sie zusammen; es war nicht schwer zu erraten, daß sie einen Plan ausheckten. Wir zeigten uns darum nicht überrascht, als sie uns am Abend mitteilten, sie wollten am Montag mit dem Boot über das Eis bis nach dem offenen Wasser, das sie wenige Meilen südwärts vermuteten, gehen und so einen Ausweg aus dem Dreck hier suchen. Weil wir wußten, daß alles Reden, Ermahnen und Bitten zwecklos sein würde, erhoben wir keinen Widerspruch. Wir waren alle gereizt bis aufs äußerste, der nichtigste Anlaß konnte zu einer blutigen Schlägerei ausarten.

Wir bedauerten die Kameraden, die in den sicheren Tod wandern wollten, und ihr Vorhaben schien uns Verrat an der Gemeinschaft.

Am Montag in aller Frühe — es war ein herrlicher Morgen — sahen wir zum ersten Male wieder die gewaltige Mutter des Lichtes, die Sonne, für kurze Minuten am wolkenlosen Himmel. Die drei machten sich auf den Weg. Unsere Augen verfolgten die Gestalten lange. Da . . . plötzlich wurde das Eis lebendig; ja, das kommt so plötzlich. Wieder krachte und donnerte es, aber die Kälte hatte merklich nachgelassen. Sollte gar der Frühling . . .? Das Eis zerbarst, hochauf schoben und türmten sich die Schollen. Wer jetzt auf dem Eise stand, war verloren. — Möge euch, Kameraden von den Träneninseln, der Tod leicht geworden sein . . .

Unsere Kranken hatten das Eisbersten gehört, und schon strahlten ihre Augen Hoffnung und Zuversicht. Nun konnte das Elend nicht mehr lange dauern. Als dann aber zum Abend die Kälte wieder hereinbrach, wurden sie wieder mutlos und verzweifelt.

Tage kamen und gingen. Immer schleppender wurden die Stunden, immer mutloser wir. Wann endlich kam die Rettung? Lange konnten wir nicht mehr ausharren! Alles mußte ein Ende haben!

Am Donnerstag verschwand Richard. Den Mittag über blieb er weg. Ich gab ihn schon verloren, als er plötzlich in die Baracke stürmte. Zwischen den Händen trug er unendlich vorsichtig ein winziges, kümmerliches Etwas, eine — o Wunder — eine Blume! Eine richtige Blume, blau und grau! Blumen, jetzt Blumen hier oben auf unserem Breitengrad? Hallo, eine Blume, Männer! Der Frühling ist im Anzug! Nun konnte es wirklich nur noch Tage dauern! Bald würde der Entsatz kommen, um uns abzulösen . . .

Schade nur, daß Richard niemand diese Blume überlassen wollte. Aber es war doch eine Blume! Jawohl! Diese Blume, dieses Wunder wurde uns Hoffnung und auch Rettung, denn um dieser Blume willen hielten wir aus. — Freitag wurde es richtig mit einem Schlage warm. Der Föhn kam, und das Eis lockerte sich stündlich mehr und mehr. Sonnabend war die Fahrtrinne frei. Dampfer — ahoi!

Ach, ihr wißt es schon: Nachmittags kam wirklich der Entsatzdampfer und rettete uns. Was ihr aber nicht wißt, ist dies: Richards Frühlingsblume war ein künstliche!

Spitznamen von Speisen.

Daß der Zucker in launige Stimmung versetzt, scheinen die vielen lustigen Spitznamen zu beweisen, die der Volkswitz mit Vorliebe gerade süßen Speisen und Backwaren gibt. So findet man unter dem kleinen Gebäck neben „Regenwürmern" und „Pflastersteinen" auch „mürbe Seelen" und „Nonnenseufzer". An „trockenen Jungfern" und „Soldatenküssen" fehlt es so wenig wie an „Liebesknochen" und „Prügelkrapfen". Man kann sich an „Heuchlern" und „Wolfszähnen", an „Bärentatzen" und an „Schuh-" und „Strumpfsohlen" laben, und sowohl „Prinzessinnen" als „Sprungfedern" stehen zur Verfügung. Der weitesten Verbreitung erfreut sich der Name „Arme Ritter" für eine aus Semmelscheiben bereitete süße Speise, die schon zu Luthers Zeiten bei den Landsknechten beliebt gewesen sein soll. In Tirol nennt man dieses Gericht „Beddelloder", eine Eierspeise mit Honig den „Umundum", ein mit Wein bereitetes süßes Gericht den „versoffenen Kapuziner". Puffer, die aus gekochten Kartoffeln gebacken worden sind, heißen im Braunschweigischen „Schusterkoteletts", solche aus rohen Kartoffeln „Hosenflicken". In dieser Gegend sind Spitznamen für Speisen aller Art überhaupt sehr beliebt. Weil Pellkartoffeln auf dem Lande eines der Hauptgerichte bilden, nennt man sie „Landeskinder". Bohnen, die sich nicht mehr durch Zartheit der Jugend auszeichnen, werden als „lederne Jungen" auf den Tisch gebracht, während man die Möhren „Polizeifinger" nennt, ein Ausdruck, der der Gaunersprache entlehnt ist. Als „Elefantenbutter" erscheint auf der Tafel der Reis, als „buntes Huhn" ein aus grünen und getrockneten weißen Bohnen gekochtes Gericht. Mit „Geflügeltiteln" verspottet man überhaupt gern einfachere Speisen. Das „verlorene Hähndel" der Österreicher ist eine Suppe, in der nicht etwa Hähnchen, sondern in Ei gewälzte Semmelklöße herumschwimmen. Der „Truthahn" der Thüringer besteht meist aus einem Käsebrot, das wohl auch „Strohbraten" genannt wird. Zu warnen wäre schließlich auch vor dem „ungarischen Rebhuhn". Diese in Aspik eingelegten Fleischknorpel mögen ja nicht schlecht schmecken, nur stammen sie niemals vom Rebhuhn. Auch der Hase wird zu Spitznamen für Speisen gern ausgenutzt. „Bauernhase" nennt man den Pökelschweinsrücken, und ein klopsartiges Gericht, das man in Hasenrückenform bringt und spickt, wird entweder „Heuchelhase", „schwedischer Hase" oder „falscher Hase" genannt. Auch im Reich der Würste waltet der Humor. Da winken die „Nepswürstchen", die „homöopathischen Zervelatwürste", die „Knobländer" und nicht zuletzt die „stolzen Hinriche" das sind Bratwürste, die in einer Mischung aus Braun- und Weißbier zubereitet werden.



Bunte Chronik



Rovereto bekommt eine neue Totenglocke.

Die Bewohner des kleinen italienischen Städtchens Rovereto waren sehr bedrückt, als sie erfuhren, daß die berühmte Totenglocke ihres Städtchens, die „Maria Dolens" durch eine neue und größere Glocke ersetzt werden müßte. Die „Maria Dolens" hatte ein Gewicht von 115 Zentnern, eine Höhe von 2½ Metern und einen Durchmesser von ebenfalls 2½ Metern. Ihre tief schwingende Stimme fand in nahezu allen Ländern der Welt ihr Echo und ihr Name war überall bekannt. Die neue Glocke, die nun an ihre Stelle treten soll, wird aus Kanonen gegossen werden, die von allen Nationen gewidmet sind. Sie wird ein Gewicht von 150 Zentnern haben und soll aus Bronze bestehen. Allabendlich soll die neue Glocke zum Ruhme der Toten des Weltkrieges von Rovereto erklingen und an die Millionen Gefallener erinnern, die jede Nation hergeben mußte. Außer diesem allabendlichen Läuten wird die Glocke aber noch an siebzehn Tagen im Jahre besonders für die Gefallenen jedes einzelnen Landes läuten. Die Wahl des Tages wird den verschiedenen Nationen freigestellt.



Lustige Ecke



Schwierig.



„Geben Sie acht auf meine Strümpfe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.